

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337677](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337677)

„Ei, Herr Pfarrer!“ sprach Friedrich lächelnd, „verwalte Er sein Amt mit derselben Besinnung, wie Er diente als Bayreuther Dragoner, ohne Mord und ohne Tadel. Sie aber, Frau Pfarrerin! Erziehe Ihre künftige Söhne nach dem tapfern Exempel des Ohms, dann werde ich, wie das Vaterland, Ihr Dank wissen.“

„Und was den Meister hier anbetrifft,“ wandte er sich zu diesem, „so halte Er mir ja ein Wort, daß Seine Jungen einst tüchtig vom Leder ziehen können. — Auch sehe ich noch immer so früh, besonders im Winter, Seine Lampe leuchten, geh's wieder schief oder lautert gar der Refektor auf der Treppe?“

„Na, brennt's hier im Schlosse vielleicht nicht eher so früh?“ lachte der Schuhflücker pfiffig; „daß dem einen recht ist, ist dem andern billig. Erinnert sich die Kunst, Soldaten zu erziehen, die Eure Majestät am besten wissen. So lange

die beiden Lampen oben in der Dachstube und im Schlosse früh und spät sich grüßen, hält auch die Nachbarschaft zwischen König und Schuhflücker.“

„Hat Er's gehört, Herr Pfarrer?“ sprach Friedrich, dem ein herber Spatz und ein gerades Wort im Volke wohlgefiel. „Daß Er mir den Spruch aus dem Katechismus: „Getreue Nachbarn und dergleichen“ Seiner Gemeinde wohl einprägen, es ist ein gar köstlich Wort.“

„Und wert, an jedem Hause, wie an jedem Grenzstein zu prägen in goldenen Lettern,“ sprach der junge Pfarrer ernst.

„Um den ewigen Frieden und somit das Paradies der Menschheit zu predigen,“ meinte der König sinnend. „Na, beginne Er damit in Seinem neuen Hirtenamte; vielleicht gelingt's dem König, mit seinen Lettern solche Nachbarschaft zu halten, wie mit dem Schuhflücker.“

Die junge Frau im schwarzen Kleid.

Sie ist die fleißigste von allen,
Die junge Frau im schwarzen Kleid,
Und tapfer wie der draus gefallene,
So hält sie still in ihrem Leid.

Die erste auf in Stall und Stuben,
Die letzte heim von Wiel' und Feld,
Daß sie den Buben — keinen Buben —
Das bißchen Sach zusammenhält.

Daß sie einst wie der Vater ständen
Werttützig, aufrecht und gesund
Und wohnten zwischen eignen Wänden
Und wurzelten im Heimatgrund.

Im Grund, um den er heiß geworden
Mit starker Faust und zähem Fleiß,
Dem er gelebt, dem er gestorben,
Damit er ihn geborgen weiß.

Doch kommt der Abend, geht's zur Ruhe,
Und wird es still in Hof und Haus,
Dann öffnet sie die alte Truhe
Und holt ein grau Papier heraus.

Sein letzter Brief: Sei ohne Sorgen,
Ich lebe noch, es geht mir gut.
Grüß auch die beiden Buben! Morgen —
Dann nichts mehr. Nur ein Tropfen Blut.

Sie läßt den Dedel leise nieder,
Damit der Kleine nicht erwacht
Und löscht das Licht und streckt die Glieder
Und betet ihr Gebet zur Nacht.

Und über sie kommt's wie ein Segen:
Sie gleichen ihm, sie werden brav. —
So liegt sie ohne Laut und Regen
Und weint sich sachte in den Schlaf.

Ferdinand Lamey.

Menschenglück.

Die Menschen sind ein Pilgerhaufe,
Der vielgestaltig sich geschart,
Der auf der Wallfahrt Wechsellause
Aus Zufall und aus Günst sich paart.
Geleitet von dem gleichen Triebe,
Sie nähern sich ohn' Unterlaß,
Erfreuen sich mit wenig Liebe
Und quälen sich mit vielem Haß.
So ist in dem gemeinen Streben
Das Menschenglück gar schlecht bestellt,
Und ist zu selten schön das Leben
Auf Gottes schöner Erdenwelt.
Das Glück, wovon die Dichter singen,
Erblicken Millionen kaum,
Den Wenigen, die sich's erringen,
Entschießt es wie ein süßer Traum.
Das Glück ist wie die Frühlingsblüte,
Die flüchtig nur das Schönste gibt;
Unendlich blüht es im Gemüte,
Das selten haßt und ewig liebt.
Das Glück wohnt nur im Menschenherzen
Das herrlich wie ein Himmel ist,
In And'rer Leid die eignen Schmerzen,
In And'rer Glück sein Glück vergißt!!

Denksprüche.

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Kein Frühling weiß so traut und wohl zu klingen,
Als wenn zum Herzen Freundesworte bringen;
So tönt kein Lied in lummervollen Stunden,
Als wenn der Freund das rechte Wort gefunden.

Lenau.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Maß des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.

Der lachende Stahlkönig.

Der Name Charles Schwab, der in Amerika außerordentlich volkstümlich ist, wurde auch bei uns mehrfach genannt, denn Schwab ist bekanntlich der Leiter des Bethlehem Stahl Trust, der lange vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg für den englischen Heeresdienst arbeitete und überhaupt in der amerikanischen Kriegsindustrie eine führende Stellung einnimmt. Nunmehr ist der „Stahlkönig“ Schwab noch mehr in den Vordergrund getreten; während er bisher Privatmann war, ist er eine offizielle Persönlichkeit geworden, denn Schwab wurde von Wilson zum Schiffahrtsminister oder genauer gesagt zum Minister des Schiffbaues ernannt. Da Schwab als ganz einfacher Metallarbeiter begann, suchen die Blätter Amerikas und Englands nun zu erklären, welche geheime Kraft ihm eine so erfolgreiche Laufbahn ermöglichte. Dieses Geheimnis lüftet nun der „Daily Mail“-Mitarbeiter W. Beach Thomas, der, um für Schwab und sein Amt Stimmung zu machen, nach einer Unterredung mit Schwab der staunenden Welt mitteilt, daß der Stahl- und Schiffbaukönig nur vermöge seines stets lachlustigen Optimismus seine Erfolge errungen habe. „Schwab gehört gegenwärtig zu den volkstümlichsten Männern in Amerika. Alle Augenblicke wird von „Charlie“ gesprochen, und ich habe während meines Aufenthaltes in Amerika seine Lebensgeschichte wohl ein Dutzend Mal vernommen und zwar immer wieder mit neuen Aenderungen und Aus schmückungen. Fest steht aber, daß Schwab als halbwüchsiger Knabe in einem Stahlwerk

Carnegies tätig war. Durch seine Vorliebe für die Musik und seine ungewöhnliche Arbeitskraft lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, und Carnegie sorgte dafür, daß der junge Schwab bald eine bessere Stellung erhielt. Dann, als es innerhalb der Stahlwerke zu einer drohenden sozialen Krise kam, vermochte Schwab den Ausbruch des Streiks zu verhindern, indem er seinen Kameraden eine so witzige und so lebhaft von Optimismus durchtränkte Rede hielt, daß sie lachten, statt ihre finsternen Pläne auszuführen. Schwab selbst erklärte mir, daß er seinen Erfolge nur auf seinen Optimismus, auf sein stets bereites Lachen zurückführe. „Jede unglückliche Arbeit,“ so sagte er, „wird durch schlechte Leute und durch Streit gestört. Man soll die Leute niemals nach ihren Fehlern beurteilen, sondern nur nach dem Guten, das sie geleistet haben.“ Ich glaube, daß es nicht viele Männer gibt, die mehr Fehler begingen als ich, aber ich habe stets gelacht, statt zu großen oder zu verzögerten und dies allein hat mir vorwärts geholfen.“ Dieser Optimismus ließ auch Schwab mit keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Als William ihm ins Weiße Haus rief, um ihn zu fragen, ob er die Leitung des nationalen Schiffbaues übernehmen wolle, erwiderte Schwab lachend: „Ich fürchte mich vor nichts, nicht einmal vor dem Posten des Schiffahrtsministers.“ Zum Schluß gibt Beach Thomas den englischen Unternehmern und Führern den Rat, sich Schwabs „energische Lachkunst“ anzueignen, dann werden sie sicherlich in allen Dingen den gewünschten Erfolg haben.

Die Kriegsnöte des Londoner Zoo.

Während der Pariser Zoo schon seit Jahr und Tag ziemlich fühlbar unter den Kriegswirungen leidet, hatten die Zinsassen des Londoner Zoologischen Gartens es bisher noch verhältnismäßig gut, da sie von den Besuchern verewöhnt wurden, und da sie überhaupt einem alten Brauche folgend, mit besonderer Fürsorge bedacht werden. Die neuerliche scharfe Beschränkung des Londoner Lebensmittelmarktes hat aber, wie die Blätter melden, jetzt auch die Angehörigen des Londoner Tierreichs mit den Kriegsnöten vertraut gemacht. Für die Tiere, die sich mit schlechterem Fleisch begnügen, für die Rumas, die Tiger und die Bären, gibt es immerhin noch genug. Aber die Löwen, die empfindlicher und demnach nur auf tadelloses Pferdefleisch angewiesen sind, kommen jetzt nicht mehr auf ihre Kosten. Die Zahl der Elefanten hatte sich bereits vor einiger Zeit auf drei ver-

ringert, und jetzt ist auch der älteste von diesen dreien, nachdem er krank geworden war, getötet und geschlachtet worden. Das Fleisch wird zur Fütterung verschiedener Zoonfassen benötigt, die aber auch ihr Benehmen zeigten, daß sie den verstorbenen Kollege für ihren Geschmack etwas zu zäh war. Sehr schlecht haben es die kleineren Bären, die schon seit langem hauptsächlich auf die Gefesfreudigkeit der Besucher angewiesen waren, denn diese Gefesfreudigkeit kann beim besten Willen nichts Nennenswerthes mehr leisten. Schlecht geht es auch den an frische Fische gewöhnten Kornoranen und Piaguninen, und selbst das Affenhaus ist nicht wieder zu erkennen; während es früher ringsum übermäßigen Lärm verbreitete, macht es heute den Eindruck einer Gruft oder zumindest eines sehr strengen geführten Sanatoriums.

Nur eine Kindergeschichte.

Von H. Mürenberg.

Mutter Marthe stand am Gartenpförtchen, gebräunte Rechte zum Schutz gegen den blischen Sonnenschein vor die Augen haltend, mit einem Ausdruck von ängstlicher Besorgnis in den stattlichen Zügen.

Gretel," sagte sie zu ihrem Töchterchen geduldet, das neben ihr im Grase kauerte und den Zwillingen spielte, „die Marie bleibt zu lang". Ich fürchte, Großmama ist wieder kränker geworden, sonst müßte sie längst hier sein."

Gretel blickte zu ihr auf, zog das fröhliche, mersprossige Gesichtchen in ernste Falten bemühte sich, der Mutter auf diese Weise Sympathie zu bezeigen.

„Ich will selbst hingeh'n," fuhr Marthe fort, „dem sie eine Minute lang den staubigen Weg und das flache Land, welches sich bis den breiten Marschen hinzog, hinter denen See als blauer Streifen sichtbar wurde, schaute und sich dann langsam nach Westen wendend, den niederen Landhöhenzug relognosirte, der hinter dem Gärtchen ihrer Hütte lag, „vielleicht hält sich Marie unnütz unterwegs auf. Wenn der Vater heimkommt, ehe ich zurück bin, dann mach' ihm das Abendbrot macht und bring' die Kleinen zu Bett. Vor schlafen werden bin ich jedenfalls wieder da."

Greta nahm eine selbstbewußte Miene an und sprach, während der Abwesenheit der Mutter brave Haushälterin sein zu wollen; und zog sie die Zwillinge auf ihren Schoß, wendete zu ihnen und blickte der Gestalt der Mutter nach, wie sie quer über die Stoppelacker schritt und schließlich in dem kleinen Hohlwege am Fuß der Hügelreihe verschwand. Ist lange, so setzte sie die Kleinen wieder in den Gras, pflückte ihnen Blumen zum Spielen fuhr in der Arbeit fort, bei welcher sie der Mutter geholfen hatte. Seit Mittag waren sie thlich beschäftigt gewesen, die Wäsche, welche großen Kubern auf dem Rasen stand, zu waschen und auszuringen. Der Inhalt des Behälters war bereits fix und fertig zum Aufhängen, während der des andern noch zum größten Teil Ausgerungenwerdens harrete.

Greta machte sich tapfer ans Werk und drehte einzelnen Stücke ganz so, wie sie es von der Mutter gelernt hatte; aber trotz ihrer Anstrengungen fing es bereits an dunkel und kühl zu werden, ehe die Hütte leer wurde. Dazu kam, daß ihre Armechen von der ungewohnten Arbeit anfangs anmelot waren und tüchtig schmerzten, und so schloß sie denn, vorderhand das Fertige in

die Hütte zu tragen und die Zwillinge zu Bett zu bringen.

Es brauchte gar vieler kleiner Reisen hin und zurück, bis die Sachen alle hineingeschleppt waren und die größere Wanne leer im Grase stand — freilich auch jetzt noch zu schwer für Greta, um sie ins Haus zu schaffen. Die andere ließ sie, halbvoll von Wäsche, stehen wie sie stand. Aber ihre beiden Brüderchen hatte sie längst in die warme, vom Kaminfeuer erhellte Küche getragen.

Als später die Mutter und der Vater aufmerksam ihrer Erzählung lauschten — als jedes Ereignis jenes langen, einsamen Abends und jener noch viel längeren, einsameren Nacht für alle ihre Lieben von tiefer Bedeutung geworden war, da fielen Greta noch eine Menge kleiner Umstände ein, die sie zur Zeit kaum beachtet hatte. Es war eben nach Sonnenuntergang, sagte sie, als sie zuerst das Läuten der Glocken hörte. Oft hatte sie an der Gartenpforte den vollen Tönen gelauscht, die drüben vom Dorfkirchturm herüberklangen, und war dann, nachdem jene verhallt, zur Mutter hineingesprungen, um ihr zu sagen, daß der Vater nun bald kommen müsse — denn er kam immer gleich nach dem Aufhören des Läutens heim. An diesem besonderen Abend hatte sie den Kleinen ihren Brei gegeben und sie dann sorgsam in ihr Wiegenbettchen eingepackt, sie waren schläfrig und benötigten des Wiegens nicht, so daß völlige Stille herrschte, als die Glocken anschlügen. Greta rannte an die Pforte, um zuzuhören, und sie schilderte oft die dunkle Kühle und den süßen Würzdunst der Nelken und Levkojen, den die starke Seebrise zu ihr herübertrug, als sie so friedlich und ruhig gegen das niedere Pförtlein gelehnt dastand. Aber ihr behagliches Glück sollte nicht lange dauern, denn plötzlich bemerkte sie, daß die Glocken, statt ihren gewohnten ruhigen Takt zu schlagen, wild zu klirren und zu schwirren begannen, als ob sie sich in einer entsetzlichen Aufregung befänden. Und dann gaben die Sturmgloden von den Wachttürmen die Rüste entlang Antwort und die rasselnde Feuerglocke im Dorfsamtschause gesellte sich zu ihnen — Greta kannte sie am Tone, denn sie hatte vergangenen Winter auch so geläutet, als die Pfarre abbrannte. Was hatte das aber zu bedeuten? Sie konnte es sich nicht erklären und spähte nur ängstlicher in die dunkle, mondlose Nacht nach dem Vater aus. Jetzt müßte er doch bald kommen! Und warum kehrte die Mutter nicht zurück, oder Marie — und es war doch schon so spät!

Indem sie so wartend dastand, ohne auf den feuchten Tau zu achten, welcher sich auf den Rasen legte, noch auf den kalten Nachtwind, der sich erhoben hatte, da sah sie einen sehr hellen Feuererschein von einem der Wachtürme an der Düne aufstrahlen, und ehe sie sich darüber klar werden konnte, ob es derjenige sei, auf welchem der Vater als Tagwächter angestellt war, siehe, da blitzten weiter südlich noch zwei andere auf! Ihr Herzog schlug laut, als ihr die furchtbare Bedeutung der Lärmfeuer einfiel. — Waren die Deiche geborsten? Und während sie zitternd und ohne zu wissen, was sie beginnen sollte, die Feuerzeichen anstarrte, drang ein dumpfes Geräusch gleich fernem Donner zu ihrem Ohr. Es kam näher und näher — ein Brausen und Rauschen, nur zuweilen untermischt mit einem

ihre sich anstrengenden Augen wirklich eine dunkle wogende Masse mit kleinen, weißlichen krausen Klümpchen, die sich, einer niedrigen Mauer gleich, über den Fluß spannte und sich wachsen schien, je näher sie herantam. Unabwoll klammerte sich Gretchen an den Pfosten des Gartenpförtchens und rief: „Mutter! Mutter!“ — Aber ihre eigene Stimme erschreckte sie. Klang so seltsam in der dunklen Einsamkeit, daß sie die Stille nicht zu unterbrechen wagte. Würde hätte es auch genügt? Es war niemand da, der ihr Rufen hören konnte. Nun aber wurde ihr klar, daß kein Augenblick zu verlieren sei. In Anbetracht ihrer zwölf Jahre war ihr Obhut über ihre kleinen Brüderchen übertragen worden und so dachte sie denn nach, wie sie retten könne. Sie wußte, dies konnte nur



Vorgehen einer deutschen Sturmflut vor dem Kemmelberg.

Kraehen, als ob ein Gebäude zusammenstürze, oder einem wirren Durcheinanderschreien vieler Stimmen in weiter, weiter Ferne. Jetzt fing Gretchen an zu verstehen, was die Glocken und die Signale zu bedeuten hatten und sah der Gefahr ins Auge. Einem Kinde, das wie sie am Meeresstrande geboren und großgezogen war, konnte diese nicht unbekannt sein. Hatte doch jede Gemeinde, ja fast jede Familie ihre Traditionen von dieser oder jener Flut, von mancher wunderbaren Errettung, und begannen doch diese Erzählungen ohne Unterschied damit: „Wie die Glocken geläutet und die Feuerzeichen geflammt hätten, um die Leute zu warnen.“

So hatte denn auch sie, von namenlosem Entsetzen erfaßt, die ganze Größe der Gefahr begriffen. Schon meinte sie bei dem matten, noch übrig gebliebenen Zwielflicht die eisengrauen Wasser sehen zu können, wie sie über die überschwemmten Wiesen diesseits des Flusses daherkrochen kamen, und jetzt — jetzt erblickten

tels eines Rahmes gesehen — aber wie sah jetzt ein solcher an ihre abgelegene Hütte langen? Sie wußte auch, daß die größte Gefahr in der Hütte selbst zu fürchten war, denn wenn sie sich auch durch Erklimmen von Tischen und Stühlen über Wasser hielt — wie, wenn die Fluten die Wände der Hütte unterwühlten und diese einstürzten?

So zerbrach sie sich denn das Köpfchen auf einen Erfas für den unerreichbaren Rettung zu denken. Sie hatte einmal von einem Sturmen gehört, der die ganze Nacht auf dem umfließenden Anrichtelisch seiner Mutter umhertrieb war; aber sie wußte auch, daß sie nicht stark genug war, um den ihrigen aus der Hütte herauszuschleppen. Grübelnd wendete sie sich der Tür zu, durch welche der warme freundliche Strahl des Feuers drang, um nachzusehen, ob nicht irgend ein anderer Gegenstand ihr in der Not helfen könne. Auf einmal stieß sie heftig an die große, eben geleerte Waidwanne

... sie fast vornüber hineinfiel. Indem sie sich über aufraffte, kam ihr plötzlich ein Lichtgeseht, und sie kroch in das Gefäß hinein. Ja, war Raum genug! Sie konnte die Brüdern warm in den Armen halten. Auf dem den befand sich freilich noch etwas Wasser, er nur ein ganz klein wenig, und sie brauchte eine wollene Decke dort hinzulegen, damit Kleinen nicht naß wurden. Die Hoffnung Rettung gab ihr neuen Mut!

... Ein Glück war es für sie, daß sie die Gefahren Strömung nicht kannte. Denn obwohl die nende Blut das schwante Fahrzeug aller bescheidenheit nach anfangs landeinwärts gen mußte, so mußte anderseits innerhalb

Stunden Ebbe das selige Schiff mit seiner waren Lagen in die alle eine Strömung hineinzuert, wo es zu leicht den fort schwemmt unnen zerlen konnte. lich konnten inzwischen

gefunden und gerettet werden, aber selbst an hatte Gretchen keinen Augenblick ge-

... sie eilte in die Küche, setzte den Kindern die tischen auf und umwickelte sie mit warmen bern. Sie waren sehr verschlafen und bliegan ganz still liegen, während sie hinausging, zuerst die Wolldecke und dann ein Kopftissen einen Rest von Semmel und Milch in die anne zu packen.

... Schon hörte sie das Wasser zwischen dem nse der Wiese gurgeln, welche sich von der te bis an den Fluß erstreckte — keine Mi-e war also zu verlieren! Sie lief in die che zurück, nahm das eine Kind aus der ege, trug es sorgfältig hinaus, legte es auf Kissen nieder und holte dann das andere. regten sich ein wenig, als sie das warme fischen nicht mehr um sich spürten. Aber eta schloß so schnell sie konnte die Thür der tte, um, wie sie meinte, das Wasser abzu- len, und dann die Gartentpforte, damit sie glichst lange innerhalb des Zaunes bleiben ten, und dann kletterte sie selbst in die anne, setzte sich nieder, nahm die Kinderchen f ihren Schoß und zog die überhängenden piel der Decke um dieselben herum. Raum e sie damit fertig geworden, als laises Wa-

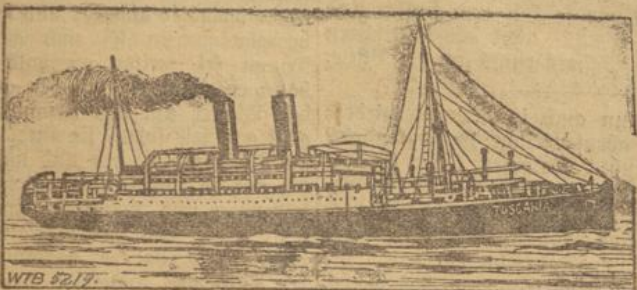
... ferrauschen und ein Plätschern gegen die Wand des Zubers ihr sagte, daß ihre Vorbereitungen um keinen Moment zu früh beendet worden waren.

Die beiden Brüderchen waren nur halb wach und schlummerten gleich wieder ein, sobald ihnen ein Wiegenliedchen zu singen anfing.

Bei den Worten:

Lieber Gott im Himmel dein,
Wollst an meinem Bettchen sein —

... gedachte sie, wie die Großmama ihr, gesagt hatte, daß der liebe Herrgott stets um die- jenigen Kinder sei, welche seines Bestandes be- dürfen; und so vertraute sie denn auch fest darauf, daß er sie in dieser Nacht beschirmen werde, wenn sie allein und von den Menschen verlassen auf dem Wasser schwommen.



Der versenkte amerikanische Transportdampfer „Tuscania“.

... Denn dies stieg höher und höher um sie her und sie fühlte, wie die Bitte sich erst ein wenig nach der einen Seite hin bewegte und dann wurde sie ganz und gar

vom Rasen aufgehoben und von den ungestümen Fluten über den niederen Baum hinweg und weit von der Hütte fortgeführt. Trotzdem sie sich glücklicherweise nicht inmitten der Strömung befanden, konnte Gretel doch die Gewalt derselben spüren, denn sie hörte und sah, wie sie einem Mühlbache gleich dahinschoß.

Das eine der Kinder wurde durch eine kleine Spritzwelle aufgeweckt, welche ihm das Gesicht benehete. Gretchen tröstete es so gut sie konnte, und in ihrem Eifer, nach der Milch zu langen, um es zu beruhigen, ehe das andere gleichfalls erwachte, beugte sie sich hastig vornüber, ohne daran zu denken, daß dies das Gleichgewicht ihres unbehilflichen Nachens stören mußte. Dieser kippte, ihrer Bewegung folgend, auf die Seite, und sie sah, oder fühlte vielmehr in der Dunkelheit, wie das kalte, schlammige Wasser des Flusses bis an den Rand ihres Schiffchens emporzuschlug. Durch diese neue Gefahr auf höchste geängstigt, versuchte Gretchen lange Zeit, ihren Kopf aufrecht zu halten und still und lezengerade in der Wanne sitzen zu bleiben. Aber schließlich mußte sie diese Bemühung aufgeben, denn ein dumpfes Gefühl von Schläfrigkeit überkam sie und sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu halten. Dann fühlte sie noch, wie sie zurücksank und die Kinder ihren Armen ent-

schlüpfen und dann entschwand ihr alle Besinnung.

Einen Augenblick war es ihr, als fühle sie sich sehr, sehr müde und als schrien die Kinder irgendwo in ihrer Nähe — aber sie war nicht imstande, sie zu erreichen. Dann kamen Stimmen und ein Lichtschimmer — eine liebe Stimme rief wieder und wieder: „Gretchen!“ und sie wollte antworten: „Ja, Mutter!“ — aber ihre Stimme gab keinen Laut und sie konnte den Kopf nicht erheben. Darum lag sie ganz still und fühlte, wie die Tränen an ihren Wangen hinabließen; denn sie hätte gar zu gern geantwortet, aber sie vermochte sich nicht zu regen; und dazu war es gar so kalt und finster und alles entschwand — nur nicht das Plätschern und Rauschen des Wassers rings um die Hütte.

Dann ich es denn auch in Worten wiedergeben, wie diese abenteuerliche Fahrt endete? Wie die beiden rauhen Matrosen, deren Nachen so unversehens der dahintreibenden Wanne begegnete, von Mitleid und Rührung erfüllt wurden, als sie die kleine Mannschaft gewahr wurden, die das seltsame Fahrzeug enthielt: die beiden wimmernden Kinderchen und das weiße, stille, von Tränen benetzte und totenblasse Antlitz des kleinen Mädchens, dessen starre Glieder noch immer krampfhaft die Brüderchen umfaßt hielten, damit diese weich und warm ruhen sollten. Und wie Hans Glasen und Mutter Marthe die Kinder, nach denen sie suchend umhertrieben, in sicherem Nachen und lebend auf sich zukommen sahen — wie Hans die Zwillinge der Mutter reichte und sein Töchterchen ans Herz drückte? Wohl rief die Mutter sie jetzt wirklich und in den liebevollsten Tönen beim Namen, aber die bleichen Lippen bewegten, die müden Augen öffneten sich nicht.

Zum Glück war das Häuschen der Großmutter auf dem Hügel nicht fern und dort fand Gretel eine so zärtliche Pflege, wie sie nur die Mutterliebe zu bieten vermag. Und endlich — endlich erschien die Wärme und süße Ruhe die starren Glieder aufzutauen, der matte Puls ging stärker und ihre Lippen begannen zu zittern. Da öffnete sie die Augen, erblickte die Mutter, und jetzt erst gelang es ihr, jene Worte zu flüstern, die sie schon längst sprechen gewollt: „Ja, Mutter!“

Nachdem sie sich durch Schlaf und einen biß gestärkt, nahm der Vater sie, ehe er über die verwüsteten Felder ging, um zu sehen, ob die Hütte noch stand, auf seinen Schoß, und jedes erzählte nun seine Erlebnisse: Mutter Marthe, wie sie Marie allein nach Hause schickt, als sie gesehen habe, daß die Großmutter zu krank sei, um sich selbst überlassen zu bleiben; und wie hilflos und unglücklich sie gewesen, die Notsignale gegeben wurden, Marie angreifen zurückkehrte, und sie sah, daß sie die Hütte nicht mehr erreichen konnte. Dann berichtete der Vater, wie, als er eben den letzten Ausguck hatte und aus Besorgnis, die steigende Sturmflut und der sich erhebende Sturm möchte sprengen, nach den Wehren gesehen, eine Strandwächter atemlos und mit bleichen Lippen herbeigekommen sei und gemeldet habe, daß dann sei weiter oberhalb gedorscht. Das Wasser um den Leuchtturm immer gestiegen sei, sodas sie nur mit großer Mühe die Boote freimachen und nach ihren Schmitzen rudern konnten. Dort habe er alles erschmeunt und dunkel gefunden, und da keine Spur von seiner Frau und seinen Kindern zeige, habe er geglaubt, daß sie sich zu Zeiten in das Häuschen der Großmutter dem Hügel geflüchtet hätten. Hier habe er nur Marie und Marie gefunden und nun beide Eltern noch einmal, Todesangst im Herzen, hinausgerudert, um ihre geliebten Kleinen zu suchen und zu finden!

„Gretel,“ sprach die Großmutter, die in ihrem Krankenbette alles mitangehört hat, „Gretel, Du wirst nun niemals vergessen, ob auch die Wogen des Meeres gewaltig sind, der dort oben im Himmel doch gewaltiger als sie.“



Eine Abteilung der „Roten Garde“ im Auto.

Ein Erinnerungsblatt für den Grafen Mirbach.

Aus der Festschrift „Heimatgrüße“.

Aus Gnad und Barmherzigkeit hatte nach
 verholtem vergeblichen Bemühen meines
 Vaters der Ritterhauptmann seine Genehmi-
 gung dazu erteilt, daß dem Bauernjungen, dem
 Söhne des Dorfschulmeisters, sich die Tore der
 Akademie in Weidburg öffneten. Es waren
 Söhne des Adels und des Großgrundbesitzes als
 Externe in der Anstalt, daneben allerdings auch
 eine Reihe schlichter Bürgerlicher aus dem
 Ort als Externe. Eine tiefe Kluft trennte
 einen von den andern. Das war in der
 Sache begründet. Das Internat
 eine Welt für sich, gegen die Außenwelt
 sich abgeschlossen. Die Insassen hatten ihre
 Freuden und Leiden, sie waren eine ge-
 schlossene Familie, die Externen pendelten nur
 in der Peripherie herum. Gemeinschafts-
 essen waren bloß die Schulinteressen, und
 gab es keine Adelligen und Bürgerlichen,
 sondern bloß Schüler, die, ob Interne oder Ex-
 tern, von den Lehrern mit derselben Unpar-
 teilichkeit nach ihren Leistungen gewertet und
 beurteilt wurden. Die Schulstube war des-
 halb auch für beide die Stelle, wo gemeinsam
 gelehrt und gepuscht und hin und wieder auch

sonstiger Unfug gemacht wurde. Da war man
 „ein Herz und eine Seele“.

Ofters 1886 erschien in unserer Klasse ein
 schwächlicher, hochaufgeschossener Junge mit
 scharfgeschnittenem, langem Gesicht, hochblondem
 Haar, eine feine, elegante, vornehme Erschei-
 nung: Graf Mirbach. Wer genau zusah,
 merkte, daß er auf einem Auge erblindet war.
 Er kam aus Österreich, war unterrichtet worden
 in der Kaiserlichen Pagenerschule. Jetzt galt es
 ihm, in Deutschland sein Abiturientenexamen
 zu machen.

Er war ein stiller, zurückhaltender, ja ein
 wenig verschlossener Mensch. Nie hat er ein
 Wort von seinen Beziehungen zum österrei-
 chischen Kaiserhause verlauten lassen. Seine Hefte
 trugen alle die Aufschrift: „Wilhelm Mirbach“.
 In Obersekunda saßen wir noch zu fünf, in den
 zwei Primaklassen nur mehr zu drei. Kein
 Wunder, daß sich zwischen uns dreien ein enges,
 inniges Verhältnis herausbildete. „Freund-
 schaft“ oder gar Schwärmerei war dieses Ver-
 hältnis nicht. Ich habe keinen Namen dafür.
 Der Bauernjunge hat nie die Neigung gespürt,
 den Salaten des Adels zu spielen. Darum hat
 er nie Wert auf Vertraulichkeit mit demselben
 gelegt. Wir haben nie von Familien- und
 Herzensangelegenheiten gesprochen. Und trotz-
 dem trug das Verhältnis den Charakter unge-
 zwungener Natürlichkeit. Es war eine ernste
 Arbeitsgemeinschaft zwischen angehenden Män-
 nern.

Graf Mirbach und ich, wir haben einander
 nichts geschenkt. Wir haben in der Schule
 heiß und nachdrücklich um die Palme gerungen.
 Er, der Aristokrat, der Französisch sprach wie
 seine Muttersprache, der in der höchsten Gesell-
 schaft daheim war, der als Knabe schon eine ge-
 wisse Reife des Weltmannes besaß, war mir
 naturgemäß bedeutend überlegen an Leichtigkeit
 des Ausdrucks und Flüssigkeit der Sprache.
 Meine Muttersprache war der rauhe Dialekt
 des Dorfes, mein Umgang waren Bauern-
 jungen, meine erste und nachhaltigste Bildungs-
 stätte die Dorfschule. Das feine, glatte Eben-
 maß fehlte mir und insolgedessen auch meinen
 schriftlichen Leistungen. Gar leicht kam ich ins
 Pathetische, das heißt dahin, wo vom Erhabenen
 zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Und
 diesen Schritt tut man als junger Mensch leicht.
 Das ist mir nachgegangen bis zum letzten
 Schlusssatz am Gymnasium. Französisch war
 mir lange Zeit eine Dual.

Dafür aber schwärmte ich für Mathematik
 und Naturwissenschaft, war sattelfest im Latci-



Graf v. Mirbach-Sarff †
 er in Moskau ermordete deutsche Gesandte.

nischen und Griechischen. Besonders die Mathematik war dem Grafen verhaßt. Er hatte nicht die Fähigkeit des plattischen Sehens.

Er war ehrgeizig, ich auch. Aber je mehr ich jetzt über diesen Jünglings Ehrgeiz nachdenke, desto klarer wird mir, daß er nichts von dem gebäffigen Ehrgeiz des Strebertums an sich hatte. Ein einziges Mal hat sich in meiner Seele eine Erbitterung geregt über die bessere Leistung des andern. Mit tiefer Beschämung erwiderte ich bald, daß der Adelige für diese Erbitterung des Bauern kein Verständnis hatte, und das war genug, um sie aus meiner Seele zu tilgen. Ich fühle heute noch, wie sehr sich der Mensch durch neidische Gehässigkeit selbst erniedrigt. Seitdem haben wir einander gegenseitig, er mir im Französischen, ich ihm in der Mathematik. Es soll mir aber kein Philister auf den Ehrgeiz junger Männer schelten. Was wären sie denn ohne diesen gewaltigen Antrieb in der Brust, der auch das Höchste an Leistungen und Kraftentfaltung nicht für unmöglich hält! Es ist nicht wahr, daß Ehrgeiz zu Haß und Feindschaft führt. Dazu führt bloß das niedere Strebertum, das mit ehrlichem Jünglings Ehrgeiz nichts zu tun hat.

Wir sind miteinander ins Examen gestiegen, und da haben wir zuerst gefühlt, daß wir Freunde geworden waren; als wir vertraulich durch Feld und Flur streiften, an den Nachmittagen des schriftlichen Examins, als er in meinem armen Arbeitsstübchen saß in der noch halb winterlichen Dorfeinsamkeit, und als wir uns austauschten über Lebenspläne und Hoffnungen.

Wie weit hat uns bald das Schicksal auseinandergeführt! Er ging nach Lausanne zum Studium der Staatswissenschaft — sein Vater so hieß es, wollte seinen Sohn vor Gefährdungen bewahren, die sich in manchen Kreisen des deutschen Studententums geltend machten. Mir hat mein Weg zum Volke geführt. Wir haben uns nicht mehr wiedergesehen. Nur flüchtig haben wir noch einmal einen Gruß ausgetauscht, als ich ins Leben trat. Ich glaube aber ein Recht darauf zu haben, dem auf dem Felde des Berufs gefallenen Jugendgenossen einen schiedenen Immortellenkranz aufs Grab zu legen. Er war adelig, nicht bloß von Geburt, sondern auch von innerer Vornehmheit und Gesinnung. Und er ist gestorben im Ritterdienst für Volk und Vaterland.



An mein Vaterland.

Das folgende Gedicht stammt aus dem Jahre 1860. Der Dichter ist ein Sohn der Rhetapsch, der nach Amerika ausgewandert und dort in der Stadt Milwaukee lebte und starb.

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schußlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süße Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt.
Wie ward die Braut dem Bräutigam so teuer,
Als du mir warst, geliebtes Vaterland.

Hat es auch Manna nicht für dich gerechnet,
Hat doch der Himmel reichlich dich gesegnet!
Ich sah die Wunder südllicher Zonen
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand,
Doch schöner als Hyppressen und Pitronen,
Das ist der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter, länger nicht das meine,
So heilig ist mir kein Boden als der deine!
Wie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Heimatlosen so dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden.
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du für mich das beste bist, o du mein Vaterland.



Wie ich einmal Gott wiedergefunden habe.

Ob ich Gott denn verloren hatte? Ich weiß nicht; ich weiß bloß noch, daß es in meiner Seele düstler und bitter und wüßte genug aus-
 Ich hatte dem Tode Aug' in Aug' gegenübergestanden; am Sterbebett meines jüngeren Bruders, der in der Blüte der Jahre sickergerast wurde. Er hinterließ eine Witwe und zwei Kinder — das heißt das zweite kam am dritten Tage nach dem Tode des Vaters Welt. Er hatte ernsthaft mit dem Leben umgegangen, hatte sich ganz aus eigener Kraft und er harten Entbehrungen eine geachtete bürgerliche Existenz geschaffen, war ein treubesorgter christlicher Familienvater, und nun da ich an seinem Sterbebett, ging hinter seiner Seele. Er war mannhaft, tapfer gestorben, so wie ein Held stirbt, der weiß, was er tut, wenn er stirbt.

In mir aber erwachte bohrend die Frage: Was hat Gott getan? Konnte Gott, der unser Herr ist, das zulassen? Warum hat er das nicht getan? Zur Strafe für Sünden? Laufen nicht stehende verloreener Existenzen herum, Tante, die gegen ihre Familie ihre Pflicht nicht erfüllen? Warum sollte Gott denn gerade ihn ausgesucht, ihn besonders gestraft haben? Hatte Gott ihn haben lütern wollen? Gab es kein anderes Mittel, keinen andern Weg zum Tod?

Freunde, habt ihr dieses Bohren, diesen Druck, diese Lähmung jemals gespürt? Man sucht und sucht vergebens; man wendet sich ab und sagt: „Laß das Suchen; überlaß es dem Herrn; er weiß, wozu er es getan hat,“ aber es tut nichts, bohrend wühlt die Frage immer wieder im Herzen: „Warum, warum?“ Ich habe euch sagen, daß ich einem Hund diese Härte nicht gönnen mag, diese innere Verachtung, diese Regungen zur vollendeten Unvorsichtigkeit. Davon kann man einfach nicht kommen, da nützen Trostsprüche von außen nichts, die tun einem sogar noch weh, man möchte es den billigen Tröstern machen lassen. In Job seinen Freunden. Man muß eine Antwort finden, wenn man Gott selbst nicht anerkennen will, und mit Gott zugleich auch allen Hoffensmut, alle Hoffnung.

Aber all das Begrübel nützt auch nichts. Der Herrgott läßt uns einmal nicht hinter die Schleier des Todes schauen. Übrigens hinter die Schleier des Lebens auch nicht; der Anfang des Lebens ist genau so gut ein Geheimnis wie das Ende. Und dahinter kommt man nicht mit dem Seziermesser und dem Mikroskop, aber auch nicht mit der grübelnden Vernunft. Und was zwischen Anfang und Ende liegt — ei, Freunde, das ist auch ein Geheimnis, und ich glaube,

Gott, der tiefe Urgrund dieses Geheimnisses, läßt jeden aus, der in die Baden bläst und sagt: „Ich hab's gefunden“, mag er nun ein Naturforscher oder ein Philosoph sein.

Ob ich denn nun dahintergekommen bin? Ging es mich denn überhaupt etwas an? Mühsen wir nicht alle sterben, der eine früher, der andere später? Kann nicht auch das Leben zur Qual, zur „Strafe“, zur „Buße“ werden? Da stehen wir närrischen Käuze und wollen dahintergucken, ähnlich wie der Affe hinter den Spiegel guckte und wütend war, daß er dahinter nicht das Geheimnis des Spiegels fand. Was geht's mich an? „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege.“ O die brutalen kleinen Herrgötter, die sich einbilden, sie hätten's gefunden! Für die es keine Geheimnisse mehr gibt! Die Gott und seine Geheimnisse „begriffen“ haben! Was müßte das für ein Gott sein, der sich von Duodezögöttern begreifen ließe! So ein Gott, den ich begriffen hätte, wäre ja im Grunde und Wesen nicht mehr als ich auch. Wie könnte ich den noch in stiller Ehrfurcht anbeten? Und in der Anbetung Gottes fand ich die erste Beruhigung von quälendem Zweifel.

Aber wenn ich auch nicht begreife, was Gott mit dem Tode meines Bruders will, so sollt' ich desto mehr zu begreifen suchen, was Gott jetzt von mir will. Da steht jetzt die junge Witwe mit ihren Kindern allein in der Welt; da ist der Säugling, der gestern zur Welt gekommen ist, der des Vaters letzter Gedanke und letzte Sorge gewesen ist. Was haben die von deinem Begrübel, von deinem Segnein? Die warten, daß du tätig seiest, daß du für sie sorgst, daß du ihnen den Vater und Ernährere ersetzt. Weißt du nun, was Gott will? Er hat die Verantwortung und die Sorge für die Familie von den Schultern deines Bruders genommen und hat sie dir auferlegt. Er will, daß du ein Mann seiest, der seine Pflicht erkennt und erfüllt; der dem Weltklatsch und der blöden Kurzsichtigkeit und der Sucht und aller Niedrigkeit, sie sei gemein oder vornehm frisiert, trotzig die Stirne bietet und tut, was die Stunde von ihm fordert.

Ich brauch euch nicht zu sagen, daß sich gegen dieses „Wort Gottes“ in mir genug Widerstände erhoben. Es gibt nichts Selbstächtigeres in der Welt als den, der bloß für sich selbst zu sorgen hat. Ich bin bloß froh, daß der Herrgott mir gegeben hat, die Widerstände zu überwinden und meine Pflicht zu tun. Wie ich im Laufe der Zeit immer mehr und besser begriffen

Habe, was Gott wollte, wie mein Denken und Wollen und Schaffen eine ganz andere Richtung gewonnen hat, das kann ich euch nicht auseinanderlegen. Ihr würdet es nicht begreifen, wenn ihr es nicht erlebt habt. Aber einen guten Rat kann ich euch geben aus meiner ureigensten Erfahrung: Fragt nicht: „Was will Gott mit diesem und dem, das ich nicht begreifen kann?“ Das kriegt ihr doch nicht heraus.

Aber fragt: „Was will Gott von mir?“ Und dann geht ein auf die Absicht Gottes, mit freudigem Mut, mit ruhigem, festem Vertrauen. Stelle euch Gott zur Verfügung. Vielleicht beantwortet er euch dann auch im Laufe der Zeit die andere Frage, und ihr lernt den unerforschlichen Willen Gottes lindlich anerkennen und verehren.

Landwirtschaftliches.

Wie oft und wann soll man unsere landwirtschaftlichen Hausäugetiere täglich tränken?

Die Pferde trinkt man meistens täglich dreimal, die Rinder, wenn sie nicht nah gefüttert werden, zweimal, morgens und abends. Auch den Rindern, welche Kalfütter erhalten, gibt man gewöhnlich noch Gelegenheit, so viel reines Wasser zu saufen, als sie wollen. Die Schafe haben von unseren Haustieren belanntlich das geringste Bedürfnis nach Wasser, man treibt sie aber doch, sowohl im Winter als auch im Sommer, in der Regel täglich einmal zur Tränke.

Manche geben den Pferden vor der Fütterung, andere während und wieder andere nach derselben Gelegenheit zum Saufen. Was ist nun richtig? Wenn man den Pferden während der Fütterung Wasser anbietet, so ist es wohl möglich, daß sie viel Wasser zu sich nehmen, dadurch kann bei ihnen auf kurze Zeit ein Gefühl der Sättigung eintreten, so daß sie nicht mehr weiterfressen. Haben die Pferde während oder bald nach der Fütterung viel gefressen, so befürchten manche, daß dadurch der Mageninhalt sehr verdünnt und deshalb seine Wirksamkeit vermindert wird. Dies wird kaum zu bezweifeln sein, namentlich wenn viel Wasser aufgenommen wurde, insbesondere dürfte dann eine Verzögerung der Verdauung eintreten. Genaue Versuche liegen in dieser Richtung noch nicht vor. Praktiker behaupten, wenn so getränkt werde, wie oben beschrieben, die Verdauung der Hasekörner eine sehr ungünstige sei, es sollen nämlich viele unverdaut abgehen.

Seitens der Theorie wird empfohlen, die Pferde, nachdem sie etwas Heu gefressen haben, zu tränken, sie werden, wenn nicht außerordentliche Anstrengungen vorausgegangen sind, nicht viel saufen, dann gibt man ihnen den Hafer und bietet ihnen einige Zeit nach der Aufnahme des letzteren wieder Gelegenheit, ihren Durst zu stillen.

Müssen die Tiere, namentlich bei warmem Wetter, stark arbeiten, so nimmt der Speichel und Mageninhalt eine zähe Beschaffenheit an, deswegen ist es gut, wenn man ihnen, nachdem sie etwas Heu gefressen haben, auch etwas zu saufen gibt.

Im allgemeinen kann man annehmen, daß die Tiere zuerst fressen wollen und erst nach dem Fressen Durst äußern.

Wird schwer verdauliches blähendes Futter gegeben, so muß man beim Tränken große Vorsicht walten lassen. Hülsenfruchtkörner und Hülsenfruchtschrot quellen im Magen auf, wenn bald nach ihrer Verabreichung die Tiere reichlich Wasser aufnehmen. Dieses Aufquellen der genannten Futtermittel kann leicht den Tod der Tiere herbeiführen. Verabreicht

man derartiges Futter, so tränke man die Tiere eine Zeit vor der Fütterung und gebe ihnen erst mehrere Stunden nach derselben wieder Gelegenheit, Wasser aufzunehmen.

Mischen von Kalkstickstoff, Thomasmehl und Kainit Entsprechend dem Ammonial-Superphosphat sind auch die Kalkstickstoff-Thomasmehlmischung besonders für die Herbstbestellung einen immer größeren Anhang. Zur Verringerung des Stäubens und um ein ein maliges Ausstreuen der Düngemittel erforderlich zu machen, pflegt man letzterer Mischung gleichzeitig den erforderlichen Kainit zuzusetzen. Es wird hier ein einfaches Verfahren interessieren, bei dem ein Hartwerden der Mischung bei mehrtägigem Liegen verhütet.

Die gebräuchlichste Mischung ist eine solche von
2 Zentnern Kainit,
2 Zentnern Thomasmehl und
50 Pfund Kalkstickstoff.

Man breitet auf dem Boden des Düngerschuppens zunächst eine Schicht Kainit aus, darüber die entsprechende Menge Kalkstickstoff. Auf dem hellen Boden läßt sich die verhältnismäßig geringe Menge Kalkstickstoff recht gut und gleichmäßig verteilen. Auf Kalkstickstoff folgt dann eine Schicht Thomasmehl ebenfalls in entsprechender Stärke, und so immer weiter, bis man 6-7 Schichten übereinander liegen hat. Der ganze Haufen wird dann mit Thomasmehl sorgfältig zugebedt, um den Eintritt der Luftfeuchtigkeit nach Möglichkeit zu verhüten. Je nachdem dem Feuchtigkeitsgrade des Kainits kann man ein derartig geschichteten Düngemittel mehrere Tage liegen lassen, ohne daß ein Hartwerden oder irgend welche Verluste zu befürchten sind. Beim Beginn des Ausstreuens wird dann der jeweilige Bedarf abgestochen und drei- bis viermal durchgeschaukelt. Ist noch übrig bleibende Rest der „Miete“ kann um Abschluß von Thomasmehl noch weiter liegen bleiben.

Sinnsprüche.

Lern' von der Erde, die du bauest, die Geduld, Der Pflug zerrißt ihr Herz, und sie vergilt's mit Gulb.

Rüderl

Das Herze fröhlich, der Mut recht ehrlich,
Die Rebe züchtig, die Taten richtig,
Auf Gott vertrauen und auf ihn bauen,
Das sind Waffen, die Frieden schaffen.

Auf der Hochzeitsreise.

Humoristische Skizze.

Ein deutscher Prinz machte seine Hochzeitsreise. Am herrlichsten Frühlingsnachmittag ist er mit seiner reizenden jungen Frau in der lauschigen Einsamkeit eines Tannenwaldes und schwelgt im Hochgefühl seines Glücks. Ob's wohl auf Erden zwei andere Sterbliche gibt, die so selig sind wie ich und du, teure Natalie?" rief er, ekstatisch nach oben blickend. "Ein Wort gibt das andere. Man ergeht sich in theoretischen Betrachtungen aller Art und kommt endlich zu dem Schlusse, daß es für die Möglichkeit des Glückes gleichgültig sei, ob man in der Hütte oder im Palast wohne. Wie es Paar eben im besten Blauebern ist, kommt der junge Bauer lustig singend des Weges her. "Geliebter Franz," flüsterte die Prinzessin ihrem Gatten ins Ohr, "laß uns den Landmann fragen, ob auch er das Glück kennt und versteht wie wir!" — "Gut," sagte der Alte lächelnd, "fragen wir!" Er winkt den Landmann heran. "Sagt, mein Freund," begann er, nachdem er den Menschen durch einige Fragen vertraulich gemacht, "seid Ihr eigentlich glücklich?" — "Wie moint der Herr das?" — "Nun, ob Ihr mit Eurem Schicksal zufrieden seid?" — "Freilich," versteht der Bauer. "Ist nicht net, was mir abging! I hob' mei gut's Glück kumm'n; Frau und Kinder sind, Gott sei Dank, gesund, Eß' und Trinke' schmeckt mir, und von Sorgen und Arger weiß i halt gar nichts." — "So!" sagte der Prinz gedehnt. "Aber kommt Euch doch einmal: Habt Ihr im Ernste keine Sorgen? Erwächst Euch nie und nimmer ein Leid?" — "Daß i nüt' hab'! Höchstens — nu ja — das steht richtig! Manchmal, ja . . ." Die Prinzessin horcht hoch auf. "Nun," ermunterte der Prinz, "sprich unheimlich! Was hab' Ihr zu klagen?" — "Ja," sagt der Bauer, sich hinter den Ohren kratzend,

"manchmal hob i halt was mit mei'm Weib! . . . Schauen's, so am Sonntag . . . Unter der Bock' gang' i halt nüt viel ins Wirtshaus . . . oder wenn i gang', trink i halt ein Glas oder zwei . . . Des Sonntags aber — no, Ihr wißt's am End selber, wie's da geht; do sitzt man bei em gute Freund, und da kömmt zum zweiten Glaserl das dritte — no, und wenn der Förster kömmt, trinkt ma auch a viertes oder a fünftes, und dann kömmt der Herr Pfarrer, der er a gar frommer, lustiger Herr ist, und da trinkt ma a sechstes und a siebentes, und zulezt kömmt der Feldgendarm, der hat an Durst, über den geht gar nix, und da trinkt ma a achts und a neunts, und manchmal a zehnts und a elfts . . . Und wann i nun gar a zwölftes trink und a paar Stehmaßerl und komm' heim und bin a bissel fidele, dann fängt mei Weib an zu kneifen und zu räsonnieren. . . ." — "Was," unterbricht ihn die Prinzessin entrüstet, "Ih wollt Eure arme Frau noch anklagen, wenn sie über Euch schändlichen Trunkenbold in Berzweiflung gerät? Ihr seid ja auf ganz abscheulichem Wege! Zwölf Glas ohne die Stehmaßen! Und das erzählt Ihr mit lachendem Mund! Bedenkt Ihr denn gar nicht, daß bei solchem sträflichen Lebenswandel schließlich der ganze Hausstand rückwärts gehen muß, daß die Kinder mißraten, wenn der Vater ihnen dies schändliche Beispiel gibt? Kömmt Ihr denn nicht vergnügt sein ohne diese gräßlichen Ausschweifungen?" . . . Da stößt der Bauer den Prinzen augenzwinkernd mit dem Ellenbogen in die Seite und sagt mit einem verständnisvollen Blick auf die erglühende Prinzessin: "Affkurat das nänliche böf' Luder wie mei Gretel!" Sprach's und verläßt mit einem weit hin schallenden Tödler den Schauplatz.

Das Gewissen.

Wer eines guten Gewissens sich erfreut, der wird zu allen Zeiten fröhlich sein, in allen Begebenheiten ruhig sein, in allen Gefahren sicher sein, in allen Drangsalen getröstet sein; zu allen Sachen wird er sich hin, zu allen Dingen wird er singen und allezeit sein froh. Denn das gute Gewissen ist ein Garten, darin nichts wächst als Augentrost, ein Kalender, darin nichts anderes steht als schönes Wetter, ein Prediger, worin nichts anderes gelesen wird als omnia laetare, ein Tempel, worin die vornehmsten Götter (Patrone Hilarion und Gaudentius, eine Hochzeit, worauf das Herz vor Freuden tanzt, ein unergängliches Paradies, eine lustige Wohnung Gottes, ein göttlicher Freund, eine freudenvolle Freiheit,

eine freie Ergößlichkeit. Seine (d. h. des frommen Christen mit dem guten Gewissen) Augen sind ein Spiegel der Anschuld, sein Mund ein Chor des göttlichen Lobes, seine Ohren Pforten der Keuschheit, seine Hände ein Speisgewölbe der Armen, seine Füße ein Kurier der Andacht, sein Herz ein Thron und Sitz des Heiligen Geistes. (Abraham a Santa Clara.)

*

Maxime.

Ein Vater soll zu Gott
In jedem Tage beten:
Herr, lehre mich dein Amt
Beim Rinde recht vertreten."

Rüderl.

„Trippstrill“.

Frägt man in der Pfalz jemanden, wo er herkomme, so erfolgt leicht die die Neugierde abweisende Antwort: „Von Gunterßblum“, wie in Schwaben und anderen Gegenden Süd-Deutschlands auf die Frage, wohin man wolle: „Nach Trippstrill“ oder in Norddeutschland auf die Erkundigung, wo man gewesen sei: „In Burtebude!“ Wie jedermann bekannt, tragen in Trippstrill die Gänse Haarbeutel; doch nur wenige dürften wissen, wo dieser Ort liegt und wie die Trippstriller Gänse und ihre Haarbeutel beschaffen sind. Zur Zeit, als das Mäner-volk in Deutschland noch Haarbeutel trug, blühte in Gunterßblum bei Oppenheim und in letzterer Stadt die alte freiherrliche Familie der „Gans von Gunterßblum“, welche viele Staatsmänner und Kriegshelden den römischen Kaisern und Königen deutscher Nation geliefert hat. Es versteht sich von selbst, daß der alte Gans und die Herren Junker Gans, als Sklaven der Mode, ebenfalls in Gunterßblum ihre Haarbeutel trugen. Da zwischen den Reichsunmittelbaren und den hürmainzischen Bürgern und Bauern Redereien ziemlich gewöhnlich waren und Veranlassung gaben, daß Übernamen und Spottnamen wechselseitig aufkamen, so wurden die Bewohner von Gunterßblum und der Reichsburg und Reichsstadt Oppenheim wegen der daselbst sesshaften Familie Gans damit aufgezo-gen, indem man sagte: „Dort tragen die Gänse Haarbeutel.“ Das Schicksal wollte aber, daß die Namen Gunterßblum und Oppenheim aus den Redensarten verschwanden. Der letzte Sprößling der Gans von Gunterßblum wanderte nach Pommern, wo dieser Kopfschmuck noch lange Zeit in der Mode blieb. Die Leute am Rheine konnten aber den polnischen (slavischen) Namen des Schlosses, welches Triptesdwiß hieß, mit seinem Duzend Konsonanten ohne Vokale weder aussprechen noch im Gedächtnis behalten. So kam die neue Redensart auf: „In Trippstrill, wo die Gänse Haarbeutel tragen“, d. h. recht weit vom Rheinstrom entfernt, dahinten in Pommern oder Preußen. Das deutsche

Volk nahm sich nicht einmal die Mühe, nach-zuforschen, ob die Familie Gans noch Saar-beutel trug und ob sie noch in Triptesdwiß wohne, sondern setzte voraus, daß dort hinten in Pommern die alte Mode noch fortbestände. So hat sich jene Redensart gedankenlos bis auf unsere Tage fortgepflanzt. — Nach einer andern Version soll dieses Trippstrill des Volksmundes im Herzen von Alt-Württemberg liegen, und zwar in einer von dessen lieblichsten und malerischsten Gegenden, am östlichen Fuße jenes schöngerundeten, waldbreichen Bergstokes Strom-berg, welcher das mittlere Neckartal von dem Kraichgau scheidet. Dort bildet der Michaelsberg einen Vorsprung oder Gäßfeiler des luppigen reichen Strombergs oder dessen östliche Spitze, welche eine reizende Aussicht auf das weite, fruchtbare, hügelreiche, von den vielfachen Krümmungen des Neckars durchzogene Ge-lände darbietet. Auf diesem Michaelsberge be-sindet sich ein ehemaliges Kapuzinerhospiz, von dem Grafen von Stadion gestiftet und nun von einem Kuraten bewohnt, mit einem sehr alten Kirchlein, das noch denkwürdige Über-bleibsel frühromanischen Stiles zeigt und an welches sich die Sage knüpft, daß hier, wo die Römer unzweifelhaft in grauer Vorzeit gehabt ein Tempel der Luna gestanden habe, der von dem hl. Bonifazius in eine christliche Kirche ver-wandelt und dem Erzengel Michael geweiht worden sei. Auf der Stelle des im vorigen Jahrhundert neu begründeten kleinen Ortes stand früher ein bedeutender Marktsiedel Trippstrill und noch früher eine römische Nie-derlassung, welche ihren Namen von einem römischen Hauptmann Trephon und seiner Gattin Trulla (Trephonis Trulla auf einer In-schrift aus dem Jahre 287 n. Chr.) herleitete. Der Marktsiedel ist 1630 zerstört worden, und Jahrhunderte lang war Trippstrill ganz vom Erdboden verschwunden, bis vor etwa 90 Jahren der Ort neu begründet und ihm der alte Name Trippstrill wieder beigelegt wurde, welcher in amtlicher Schreibweise nun Treffentrill lautet.

Humoristisches.

Liebesbrief eines Schneiders. Liebe Elsa! Ob-wohl jeder, der uns einmal gesehen hat, zugestehen muß, daß wir füreinander zugeschnitten sind, so bin ich seit geraumer Zeit in Deiner Gunst keine halbe Elle weiter vorgeückt. Glaubst Du denn, daß ich mich von Dir ewig am Faden herumziehen und wie ein Flied-lapen behandeln lassen werde? Nein, weißt Du, was ich tun will? Ich werde unsere ganze Verbindung auftrennen und meine Liebe, so feurig und zärtlich sie auch war, zerreißen und Dich mit dem nämlichen

Mäße messen, womit Du mich gerne messen möchtest. Der windige Schreiber, der sich bei Dir eingelappt hat, läßt Dich gewiß einmal im Stiche; denke an mich! Doch es scheint, Dein Herz ist so hart wie Steinwand. Bedenke aber ja, daß man Nadeln nicht ausbügeln kann. Deht ist es noch Zeit, den zer-rissenen Faden unserer Liebe wieder einzufäden. Sind aber die Nähte meiner Gebuld geplagt, so schwöre ich Dir heilig, daß ich sie nimmermehr zusammensetzen werde. Dein Dich noch immer gern sehender

N. N., Schneider.

Die Kriegsfürsorge bei Beginn des fünften Kriegsjahres.

In früheren Jahrgängen unseres Bayern-Verzeichnisses haben wir ausführlich über die verschiedenen Arten der Kriegsfürsorge berichtet. Wir können deshalb in dem neuen Kalender wohl auf die Wiederholung der Beispiele verzichten und wiederholen nur die Leistungen, wie sie sich jetzt gestaltet haben, jeweils mit dem Hinweis darauf, wo der Antrag zu stellen ist und bei welcher Behörde eventuell Beschwerde erhoben werden kann, wenn der Antrag abgelehnt wird. Alle Neuerungen und Ergänzungen, die bis jetzt bekannt geworden sind, werden wir dabei berücksichtigen.

I. Aufwandsentschädigung.

Wenn aus einer Familie schon mehrere Söhne zusammen 6 Pflichtdienstjahre im Heere zurückgelegt haben, dann erhalten die Eltern für jeden weiteren Sohn, der zur Ableistung seiner Pflichtzeit einberufen wird, eine Aufwandsentschädigung von 240 M jährlich, für je Jahre, in monatlichen Raten von 20 M.

In Anrechnung kommen hierbei nur solche Dienstzeiten, die die Söhne auf Grund erstmaliger Dienstleistung als Rekruten zurücklegen also bei der Infanterie, Artillerie, Pioniere, Train usw. Jahre, bei der Kavallerie 8 Jahre. War ein Sohn ausgemustert und der Ersahreserbe oder dem Landsturm überwiesen und wurde dann erst nach Ablauf der 2 Jahre einberufen, dann zählt seine spätere Dienstzeit nicht mehr mit. Auch die länger als 2 Jahre dauernde Dienstzeit während des Krieges wird nicht angerechnet. Die Aufwandsentschädigung wird also nur für neueintretende Rekruten gewährt.

Der Antrag muß innerhalb 4 Wochen nach der Einberufung beim Bürgermeisteramt gestellt werden, mit dem Nachweis, wie viele Söhne schon Pflichtdienstjahre geleistet haben. Bei späteren Meldungen nur vom Tage des Antrages ab für den Rest der 2 Jahre. Beschwerde beim Bezirksamt und eventuell beim Ministerium des Innern.

II. Kriegs-Familienunterstützung.

a) Ehefrauen von zum Heeresdienst einberufenen Mannschaften erhalten, wenn sie bedürftig sind, für sich mindestens 25 M monatlich und für jedes Kind unter 15 Jahren mindestens 15 M monatlich als Familienunterstützung, zahlbar in 2 Monatshälften.

Als bedürftig gelten Familien, wenn ihre Einkünfte zur Einkommensteuer in den Städten Mannheim, Karlsruhe, Freiburg, Heidelberg, Konstanz, Pforzheim und Baden-Baden nicht mehr als 1500 M, in den übrigen Städten und einigen größeren Landgemeinden nicht mehr als 1200 M, in allen übrigen Gemeinden nicht mehr als 1000 M beträgt. Beim Nachweis besonderer Notlage kann auch bei höheren Einkommen die Unterstützung gewährt werden.

War das Einkommen vor Einberufung des Mannes höher als diese Sätze, ist aber infolge der Einberufung zurückgegangen, dann soll die Ehe-

frau Herabsetzung beim Steuerkommissär beantragen, wobei sie natürlich beweisen muß, daß und warum das Einkommen geringer wurde.

für kranke Kinder, oder für solche, welche noch eine Lehre mitmachen, oder im Studium begriffen sind, also für Kinder, welche noch ganz auf den Vater bezüglich ihres Unterhalts angewiesen sind, kann auch nach Zurücklegung des 15. Lebensjahres die Unterstützung weiter gewährt werden.

b) Auch uneheliche Kinder Einberufener erhalten Unterstützung, wenn die Vaterchaft nachgewiesen ist und Verpflichtung zum Unterhalt besteht.

c) Eltern, Großeltern, erwerbsunfähige Geschwister, Schwiegereltern, Stiefeltern, Onkel, Tante, können ebenfalls mindestens 15 M monatlich erhalten, wenn sie nachweisen können, daß sie bedürftig sind und der Einberufene ihren Unterhalt ganz oder überwiegend geleistet hatte. Bei Eltern genügt, daß er sie wesentlich unterstützt hat, daß sie also allein ihren Unterhalt nicht ausreichend bestreiten können.

Für Landwirtschaft und Handwerk kommt hierbei hauptsächlich in Betracht, wenn der Betrieb nach der Einberufung des mitarbeitenden Sohnes, durch die Notwendigkeit der Zuziehung fremder bezahlter Hilfskräfte sich so teuer gestaltet, daß der Ertrag nun nicht mehr zum Unterhalt der Eltern ausreicht.

d) Diese Familienunterstützungen werden so lange gewährt, als der Einberufene beim Heere Dienst leistet, oder wenn er vermißt oder in Gefangenschaft geraten ist.

Bei Eltern eventuell (siehe Hinterbliebenenversorgung) bis zum Ende des Krieges.

Auch während einesurlaubes von nicht mehr als 4 Wochen wird sie weiterbezahlt, selbst wenn der Einberufene während dieser Urlaubszeit daheim arbeitet. Ebenso bei Entlassungen zur Arbeitshilfe für den nächsten halben Monat, bei Versorgungsregelung und beim Tod des Soldaten für die nächsten 3 Monate. Ueber diese 3 Monate hinaus wird sie zwar weiterbezahlt bis zur Auszahlung der Versorgung, wird aber dann an dieser wieder abgezogen.

e) Wird ein Soldat zur Arbeitsleistung von einem Betrieb rekrutiert und deshalb entlassen, dann wird die Familienunterstützung nach einem halben Monat eingestellt. Falls aber der Arbeitslohn des Entlassenen geringer ist als seine Bezüge im Heer (Lohnung 15.90 M und Wert der Kleidung und Beköstigung 45 M) und die seitherige Familienunterstützung, sowie bei Arbeit außerhalb des Wohnorts der Familie 60 M, dann muß die Differenz als Kriegsunterstützung weiter gewährt werden.

f) Anträge sind mit Vorlage des roten Ausweises beim Bürgermeisteramt zu stellen. Der Bezirksrat muß schriftlichen Entscheid treffen. Beschwerde an das Landeskommissariat.

g) Wöchnerinnen, deren Ehemänner zum Heer einberufen oder zum Hilfsdienst im beleiheten Gebiet verpflichtet sind, erhalten die Wochenhilfe, wenn die Familie vor dem Krieg nicht mehr als 2500 M, während des Krieges nicht mehr als 1500 M Einkommen versteuerte.

Die Wochenhilfe besteht aus 25 M für Kosten des Wochenbettes, 8 Wochen lang täglich 1.50 M Wochengeld, (auch wenn das Kind vorher stirbt) bis zu 12 Wochen lang täglich 50 Pfg. Stützgeld, falls das Kind gestillt wird und bis zu 10 M an den Kosten, die eventl. vorher bei Schwangerschaftsbeschwerden für Arzt oder Hebammendienste entstehen.

War der einberufene Ehemann oder ist die Wöchnerin in der Krankenkasse, dann muß der Antrag bei dieser Kasse, andernfalls an der Stelle gestellt werden, die die Unterstützung auszahlt.

Auch uneheliche Wöchnerinnen können die Wochenhilfe erhalten, wenn der einberufene Schwängerer vor der Geburt die Vaterschaft anerkannt hat.

h) Was im Kalender für 1918, Seite 60, über die Beihilfe der Invalidenversicherung, Krankengeld, Unfallrente, Gefangenentilgung, Verwundetenbesuch, Miet- und Rechtschutz gesagt ist, besteht unverändert fort.

III. Hinterbliebenenversorgung.

1. Solange das gegenwärtige Militärhinterbliebenengesetz noch gültig ist, erhalten nur die Wittwen und Waisen unter 18 Jahren in allen Fällen eine Versorgung, wenn der Ehemann infolge einer Kriegsdienstbeschädigung starb (infolge Verwundung oder Krankheit), und zwar die Witwe eines Gemeinen 400 M, eines Unteroffiziers oder Sergeanten 500 M, eines Feldwebels oder Offiziersstellvertreters 600 M jährlich; für Kriegswaisen 168 M jährlich bis zu 4 Kindern; für das 5. oder jedes weitere Kind nur 108 M mehr.

Ganzwaisen, also auch Stiefkinder der Witwe aus der ersten Ehe des Mannes, erhalten jährlich 240 M.

2. Starb der Mann aber infolge Dienstbeschädigung ehe seine Truppe als mobile Truppe anerkannt ist, also in der Garnison, dann erhält die Witwe nur 300 M, für jede Waise nur 60 M, und dürfen diese Renten zusammen bei einem Gemeinen nicht 540 M, bei einem Unteroffizier nicht 600 M, bei einem Sergeanten nicht 750 M, bei einem Feldwebel nicht 900 M übersteigen.

3. Eltern und Großeltern erhalten nur dann eine Versorgung, wenn sie bedürftig sind und nachweisen können, daß der verstorbene Sohn ihren Unterhalt ganz oder überwiegend bestritten hat. In ersterem Fall erhält jeder Elternteil jährlich 240 M, wor die Unterstützung nur überwiegend, hat der Sohn also mindestens ebensoviel den Eltern gegeben, als diese selbst noch verdienen, dann einen entsprechenden Teil dieser Summe. Reibgedingsrechte werden hierbei als eigener Verdienst der Eltern gerechnet.

4. Können die Eltern keine Versorgung erhalten, dann wird ihnen die Familienunterstützung weiterbezahlt bis zum Kriegsende.

5. Das jetzige Gesetz wird einer Verbesserung unterzogen, besonders nach der Richtung, daß allen bedürftigen Eltern eine Entschädigung gewährt werden kann. Eltern, welche also die vorstehenden Beweise jetzt nicht erbringen können, warten deshalb besser mit ihren Anträgen, bis das neue Gesetz fertig ist.

6. Eltern, welche keinen Versorgungsanspruch haben und keine Familienunterstützung erhielten, aber zur Ausbildung gefallener Söhne hohe Aufwendungen gemacht haben, in der Hoffnung auf Hilfe im Alter, können jetzt schon eine einmalige Entschädigung erhalten. (Antrag beim Kriegsministerium.)

Alle anderen Anträge sind beim Bürgermeisteramt zu stellen.

7. Witwen und Eltern, Großeltern, deren Versorgungsgebührrnise und sonstigen Einkommen zum Lebensunterhalt nicht ausreichen und in großer Not sind, können aus der Stiftung „Badischer Heimatdank“ Beihilfen erhalten. (Anträge ebenfalls beim Bürgermeisteramt oder Bezirksamt stellen.)

8. Alles übrige, Seite 61 des Kalenders 1918, gesagt über den Härten-Ausgleichsfond, die Invaliden-, Abfindung-, Invaliden-, Angestellten-, Kranken-Versicherung, besteht noch fort.

IV. Kriegsbeschädigtenfürsorge.

1. Jeder Einberufene, der infolge einer Dienstbeschädigung um mindestens 10 Prozent in seiner Erwerbsfähigkeit verürzt wird, erhält eine Militärrente, je nach dem Grade seiner Beschädigung einen Prozentsatz der Vollrente, die für einen Gemeinen 540 M, für einen Unteroffizier 600 M, für einen Sergeanten 750 M, für einen Feldwebel 900 M beträgt.

2. Wenn die Dienstbeschädigung während der Zugehörigkeit zu einer mobilen Truppe, oder in besetzten oder feindlichen Gebiet, oder im Felde erfolgte, erhält er dazu noch die Kriegszulage monatlich 15 M.

3. Wenn er ein wichtiges Glied verloren hat oder ein Glied derartig verstückelt ist, daß sein Zustand dem Verluste gleichkommt, ferner nach die Verstümmelungszulage mit mindestens 27 M monatlich, die je nach dem Grade der Verstümmelung steigen kann bis zu 54 M monatlich, bei völliger Erblindung, Geisteskrankheit, schweren Siedtum, also wenn er auf ständige Hilfe dritter Personen angewiesen bleibt.

4. Vom 1. Juli 1918 ab werden solchen Kriegsbeschädigten, für welche eine Erwerbsunfähigkeit festgestellt ist von

50 Proz. bis ausschließlich 60 Proz.	= 190
60 " " " " 70 " "	= 180
70 " " " " 80 " "	= 240
80 " " " " 90 " "	= 300
90 " " " " 100 " "	= 360
100 " " " " " "	= 432

widerrüflich als Vorrangzuschlag gewährt monatlichen Zuschlägen von 10, 15, 20, 25, 30, 36 M zu ihren Renten.

Diese Zuschläge werden von Amts wegen ohne Prüfung der Bedürfnisfrage gewährt, es empfiehlt

aber, Anträge zu stellen, falls es nicht von selbst geschehen sollte.

6. Uebernimmt ein Kriegsbeschädigter eine Stelle im Staats- oder Gemeinde-Dienst, dann wird ihm seine Militärrente entsprechend seinem neuen Dienstgehalt gekürzt. Verwendet er seine Kräfte aber im eigenen Betrieb oder in der Industrie oder Landwirtschaft oder Handel, dann ist die Höhe seiner Rente nur der ärztliche Befund maßgebend. Da auch nach dem Krieg der Zubrang an Zivilantwärtler zu den Staats- und Gemeindegeldern sehr groß werden wird, empfiehlt es sich,

im eigenen Vorteil der Kriegsbeschädigten, diese möglichst zur Errichtung eigener Betriebe oder zur Betätigung in freien Berufen zu veranlassen, da ihnen hier an der zuerkannten Rente keine Abzüge gemacht werden können.

6. Alle anderen Bemerkungen auf Seite 62 und 63 des Kalenders 1918 über Invaliden- und Krankenversicherung, Alterszulage, Beihilfe aus dem Heimatdank, Abfindung, Festsetzung der Rente, Beschwerverecht, Antragsstellen, sind unverändert zutreffend. Beim Studium dieser Frage daher den letztjährigen Kalender zur Hand nehmen.

Austausch der älteren Landsturmjahrgänge.

Wie aus zahlreich eingehenden Gesuchen und Anfragen hervorgeht, herrscht über die seit einiger Zeit für den Austausch der älteren Jahrgänge des Landsturms bestehenden Bestimmungen vielfach Unklarheit. Zur Beseitigung von Zweifeln und Einschränkung ausichtsloser Gesuche wird daher Folgendes angegeben:

1. Der Austausch erfolgt im allgemeinen nur in den Truppen der vordersten Linie. Solange die Ersatzlage es zuläßt, soll die Maßnahme in besonders berücksichtigungswerten Fällen auch auf solche Truppen ausgedehnt werden, die zwar nicht zu den vordersten Linien gehören, aber trotzdem in feindlicher Feuer stark ausgeföhrt sind.

2. Der Austausch erstreckt sich nur auf Mannschaften, die länger als sechs Monate in vorderster Linie Dienst getan haben. Diese werden aus der vordersten Stellung zurückgezogen. Eine Zurückführung in die Heimat ist dagegen nicht ohne weiteres angängig, da auf die Verwendung auch der älteren Landsturmeute hinter der Front, in

rückwärtigen Formationen und in der Etappe vorläufig noch nicht verzichtet werden kann.

3. Der Austausch war zunächst beschränkt auf die fünf- und vierzigjährigen und älteren Landsturmeute. Soweit die Ersatzlage es gestattet, soll die Maßnahme auch auf die nächstjüngeren Jahrgänge ausgedehnt werden.

4. Der Austausch findet im allgemeinen nach dem Alter statt, besondere persönliche, wirtschaftliche, familiäre und gesundheitliche Verhältnisse berechtigen jedoch zu Ausnahmen.

5. Das Fortschreiten des Austausches kann nicht gleichmäßig erfolgen, es ist von der jeweiligen Ersatzlage in den einzelnen Korpsbezirken abhängig.

6. Ohne Rücksicht auf das Lebensalter können Väter zahlreicher unversorgter Kinder und die letzten überlebenden Söhne von Familien, die durch den Verlust ihrer übrigen Söhne besonders schwer geprüft sind, aus der vordersten Linie zurückgezogen werden, soweit es die militärischen Verhältnisse, insbesondere die Ersatzlage, gestatten.

Verwendung letzter Söhne und Väter vieler Kinder.

Nach verschiedenen Kriegsministeriellen Erlassen kann in folgenden Fällen eine Zurückziehung aus der Front bezw. Verwendung in der Etappe oder in der Heimat angeordnet werden:

1. für den letzten überlebenden Sohn, wenn in seiner Familie zwei oder mehrere Söhne gefallen sind. Nur in besonderen Ausnahmefällen kann auch beim Verlust nur eines Sohnes der überlebende geschont werden, wenn er der letzte Sohn ist und wenn die Eltern auf die Unterstützung durch diesen angewiesen sind und sie beim Verlust auch des letzten Sohnes einer Notlage ausgesetzt wären;

2. für Väter vieler Kinder, um diesen den Erhalter und Erzieher zu erhalten. Für die Beurteilung ist nicht die Zahl der Kinder schlechthin maßgebend, sondern nur diejenigen, die noch unversorgt, also nicht in der Lage sind, sich selbst zu unterhalten. Eine der Verwendung des Vaters hinter der Front begründende Mindestzahl von Kindern ist nicht einheitlich festgesetzt. In der Regel wird zwar bei Vorhandensein von sechs unversorgten Kindern die Anwendbarkeit des Erlasses gegeben sein, da angenommen werden kann,

daß die Familie in eine außergewöhnliche Notlage geraten würde, wenn der Vater fiel. Liegen jedoch besondere Umstände (z. B. Tod der Mutter, äußerst ärmliche Verhältnisse der Familie usw.) vor, so kann nach dem dem Erlass zugrunde liegenden Sinn eine Berücksichtigung auch eines Vaters von fünf Kindern gerechtfertigt sein. Andererseits wird nicht in jedem Falle die Zahl von sechs unversorgten Kindern genügen, um eine schonende Verwendung ihres Vaters ohne weiteres zu begründen, beispielsweise wenn die Familie in besonders günstigen und gesicherten Verhältnissen lebt und ihr Fortbestand voraussichtlich auch durch den Tod des Vaters gerade nicht in Frage gestellt würde.

Für die Entscheidung über Gesuche der nachbezeichneten Art, die wie sonstige Reklamationsgesuche zu behandeln sind, ist ausschließlich das stellvertretende Generalkommando zuständig, das die Gesuche, soweit sie sich auf Leute bei mobilen Trupenteilen beziehen, nach Prüfung an die zuständigen Militärbefehlshaber mit entsprechendem Antrag weiterleitet.